



Schwindelciener einer polnischen Baronesse.
 Hel. Wally W. aus der Gormannstraße in Berlin ist eine kleine Näherin, die bei ihrer Mutter wohnt und sich bisher mit der Nadel ehrlich und redlich ihren Unterhalt verdiente. Sie wollte aber auch einmal „eine so feine Luft“ haben, wie viele andere Mädchen, und ersann dazu einen höchst raffinierten Trick, der sie aber nach kurzer Freude auf die Polizeiwache brachte. Wally W. mietete „Am Fiskus“ unter dem Namen „Fräulein von Czarnowska“ ein möbliertes Zimmer und fuhr dann in einer Automobildroschke nach einem Damenkonfektionsgeschäft in der Chausseestraße. Sie suchte sich dort einen eleganten schwarzen Taftrock, ein feines Unterkleid, eine teure, hellblaue Bluse und einen schwarzen Mantel aus und bat den Geschäftsinhaber, da sie nicht genügend Geld bei sich habe, ihr die Sachen durch einen Verkäufer zu übersenden, er könne sie sogleich in ihrem Automobil begleiten. Der junge Mann nahm denn auch dem angehenden Fräulein von Czarnowska gegenüber Platz, und die Fahrt ging nun nach einem Damenhutgeschäft in der Karlsruherstraße, wo die „polnische Baronesse“ in derselben Weise einen Chiffonhut mit drei großen Straußenfedern „kaufte“. Eine Verkäuferin nahm jetzt auf dem Rücksitz neben dem jungen Mann Platz. Man begab sich nach Wallys neuer Wohnung; das Automobil mußte vor der Haustür warten. In ihrer Stube ließ Wally sich die Sachen auspacken, um sie vor dem Bezahlen erst im Nebenzimmer zu probieren. Der Verkäufer und die Verkäuferin warteten und warteten, bis sie schließlich dahinter kamen, daß das Fräulein sich allerdings umgekleidet hatte, dann aber durch die Korridortür des Nebenimmers verschwunden war. Wally hatte das Automobil wieder bestiegen und eine Fahrt in den Tiergarten angetreten, wo sie unterwegs aus der Droschke unbeherrscht herauspringen wollte. Dem Autofahrer war die Sache aber schon längst verdächtig erschienen; er verhinderte das Abspringen im richtigen Moment durch eine recht scharfe Fahrt, die schließlich vor dem Polizeirevier in der „Von der Gendts-Strasse“ endete. Auf der Polizeiwache war aber gerade die telegraphische Mitteilung von den Schwindelcienern in den beiden Geschäften eingetroffen. Fräulein Wally mußte daher, ihres unredlich erworbenen Staates entkleidet, die Reise nach dem Polizeipräsidium antreten.

Zur Affaire der Schauspielerin Helene Odilon. Die sich nach Ungarn begeben hat, um dort zu betreiben, daß sie von der Vormundschaft, die in Wien über sie verhängt wurde, befreit werde, berichtet man dem W. L. M. aus Wien noch folgende Einzelheiten: In Wien munkelte man schon lange, daß Frau Odilon das Opfer einer Intrigue sei, welche dahin gehe, sie ihres auf zwei Millionen geschätzten Vermögens zu berauben. Frau Odilon war in erster Ehe mit Alexander Girardi, und nach der Scheidung von diesem mit dem Kammerer Franz Jakobsky verheiratet. Beide male wurde sie durch die Ehen ungarische Untertanin. Als Jakobsky geisteskrank wurde und in eine Heilanstalt gebracht werden mußte, näherte sich der Odilon ein Wiener Lebemann Friedrich Fleisch und machte ihr einen Heiratsantrag. Sein Freund, der Advokat Dr. Camillo Müller, wurde mit der Lösung der Ehe der Frau Odilon mit Jakobsky beauftragt. Nach der Ungültigkeitserklärung des Ehebündnisses bewog Fleisch die Odilon, mit ihm ein Testament auf Gegenseitigkeit zu errichten, nach welchem der überlebende Teil den anderen beerbte. Frau Odilon ging darauf ein, obwohl sie zwei Millionen, Fleisch aber gar nichts

besaß. Fleisch bewog sie dann, die Kuratel über sich verhängen und Dr. Müller zum Kurator ernennen zu lassen. Vor einem Jahre wurde die Kuratel mit Vorbehalt ausgesprochen, weil das Bezirksgericht Bedenken wegen der Zuständigkeit der Odilon hatte. Im Laufe der Zeit wurde die Odilon mißtrauisch gegen Fleisch und suchte sich von der Kuratel zu befreien. Dr. Müller machte sie aber glauben, daß sie fürchtbar viel bezahlen müsse, wenn die Kuratel aufgehoben würde. Die Odilon ging sehr gegen den Willen Fleischs und Müllers nach Ungarn, wo man sie belehrte, daß sie ungarische Untertanin sei. Müller ging so weit, ihr von ihrem Gelde keinen Heller zu geben, solange sie in Ungarn blieb, er wollte sie in Oesterreich haben, um sie in ein Sanatorium zu bringen. Unterdessen hat er gegen Bela Koltai, der die Künstlerin aufklärte, die Strafanzeige erstattet. Helene Odilon ist an die ungarische Regierung herangetreten und stellt sich unter den Schutz der ungarischen Kuratelbehörde. Man glaubt, daß in den Angelegenheit die Entscheidung bald fallen wird.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Buch für Alle. Dem uns vorliegenden ersten Hefte des neuen Jahrganges 1907 des allbeliebten Familienjournals „Das Buch für Alle“ möchten wir einige, dieses Unternehmen unsern Lesern besonders empfehlende Worte widmen. Die Zeitschrift erscheint bereits im zweihundertvierzigsten Jahrgange, hat sich einen ausgedehnten, über alle Erdteile sich erstreckenden Leserkreis erworben und ist der beste Hausfreund in weit über hunderttausend Familien. Die Romane und Erzählungen, die es bietet, haben sich von jeher eines besonders guten Rufes zu erfreuen, und die Illustration ist eine ebenso effektvolle wie künstlerisch hervorragende. Diejenigen unserer Leser, die noch nicht zu dem großen Freundeskreise des Journals zählen sollten, werden uns gewiß dankbar sein für unseren Hinweis, wenn sie sich das erste Heft des neuen Jahrgangs, der soeben mit den beiden ungemein spannenden Romanen „Wär' ich geblieben doch!“ von Georg Hartwig und „Das Hundertstrahlenstück“ von R. Orlitz zu erscheinen beginnt, angesehen haben; es kostet nur 30 Pf. einschließlich der Kunstbeilagen.

Das Berliner Dirnentum. Von Hans Ostwald. In zwanzig abgeschlossenen Abteilungen à 150 bis 200 M. Verlag von Walter Fiedler, Leipzig. (Subskriptionspreis pro Band 1 M.). Mannliche Prostitution. Preis 2 M. — Zahlreiche Sensationsprozesse, Attentate, an hochgestellte Beamten verübt, und Selbstmorde sehr begüterter, vornehmer Handelsherren lenkten die Blicke der ganzen Welt auf ein bisher durchaus unerforschtes Gebiet, auf die Welt der männlichen Prostitution. Welche Kreise erführen zum ersten Male, daß auch Männer der Prostitution verfallen waren, und daß sie ihr ein ganz eigenes, schauerliches Gepräge gegeben. Erpresser, im Verbrecherjargon „Kupfer“ genannt, wühlten die Lage der ihnen Verfallenen auszuheben und trieben ihre Opfer schließlich zu den schrecklichsten Verzweiflungstaten. Ja, ganze Erpresserbanden bildeten sich. Es ist nun das Verdienst von dem bekannten, unerschrockenen Sittlichkeitskämpfer Hans Ostwald, auch in diesen dunklen Winkel unserer Kultur hineingeleuchtet zu haben. Seine wirklich große Bedeutung erhält das Werk aber durch eine Reihe von Urkunden und Dokumenten, die dem Verfasser vom humanitären Komitee überlassen wurden und die hier zum ersten Male der Öffentlichkeit unterbreitet werden. Jeder Kriminalist, jeder, der sich für Verbrechen und alles, was damit zusammenhängt, interessiert, jeder, der einen Blick in die mannigfachen grauenhaften Tiefen des menschlichen Lebens tun will, wird in diesen Erpresserbriefen, in den Bekenntnissen der männlichen Prostituierten und in den Beichten der Sodomisierellen ein reiches Material zum Nachdenken finden. Der Hauptwert dieses Buches liegt in den mitgeteilten Dokumenten und in der rücksichtslosen, erstmaligen erschöpfenden Darstellung des hochaktuellen Themas.

Philipp Kniest, Ebbe und Flut. Bilder aus dem Seelischen. — Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ebbecke in Berlin N. 50. Preis geh. 2.—, geb. 3.—. Diese neuen Geschichten, die ebenfalls von Schiffen, Kapitänen und alten Seebären handeln, sind mit derselben Anschaulichkeit, Gemütsinnigkeit, derselben Lebenswahrheit und auch demselben feinen und echten Humor geschrieben, der seine Wurzeln tief in die warme Menschenliebe taucht.

Wie sterben die Tierarten aus? — eine Frage, wichtig nicht nur vom wissenschaftlichen, sondern auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkte. Jedes Aussterben einer Tierart beeinflusst in oft grundverändernder Weise den Teil unserer modernen Industrie, dessen Aufgabe in der Vertiefung der Tierwelt und ihrer Produkte besteht. Ein Bild von dem Vergehen zahlreicher Tierarten in prähistorischer und historischer Zeit nun gibt die soeben erschienene vierte Lieferung (60. J.) von Hans Kraemers epochenmachendem Prachtwerke „Der Mensch und die Erde“ (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W. 57), in welcher Professor Paul Matschie, Kurator am kgl. Zoologischen Museum in Berlin, mit einer an neuen Gesichtspunkten reichen und oft überraschenden Aufschlüsse gewährenden Abhandlung über „Die Verbreitung der Säugetiere“ beginnt. Nicht nur, daß er die historischen Tatsachen und Vorgänge verzeichnet, er geht auch den natürlichen und sonstigen, durch die zunehmende Bebauung der Erdoberfläche hervorgerufenen Ursachen für das Aussterben vieler wichtiger Tierarten auf den Grund und liefert damit einen wichtigen Beitrag für die Arbeiten zahlreicher Forscher und Gelehrter, die wie z. B. Robert Koch, einen Teil ihrer kostbaren Arbeitskraft der Bekämpfung der Tierseuchen widmen. Auch der sonstige Inhalt dieser Lieferung, in der Julius Hart seine feinsinnige Arbeit über „Tierkultus und Tierfabel“ beschließt, steht wieder auf der glänzenden Höhe der vorhergegangenen und bestätigt aufs neue das günstige Urteil, das über die neueste Kraemer'sche Publikation gefällt werden muß.

Technikum zu Worms am Rhein
 Höh. Fachschule f. Maschinenbau u. Electrotechnik.
 Staatl. Aufsicht
 beginnt am 1. Okt. seinen 21ten Lehrkursus (Jahreskursus).
 Programm und Referenzen gratis durch die
 1977/845 Direction Fritz Engel, Ingenieur.

Künstlerische Photographie. Karl Schipper, 31 Rheinstr. 31, 6063

Institut Meerganz
 Handels-, Sprach- u. Schreiblehranstalt,
 21, p. Dohheimerstr. 21, p. 6603

Prospekte kostenlos!

Zur Einmachzeit

bringe auch in diesem Jahre meinen speziell präparierten
Einmach-Essig, Marke „Edel“,
 in empfehlende Erinnerung. Mein Einmach-Essig Marke „Edel“ ist nach einem besonderen Verfahren, das sich seit annäher 25 Jahren glänzend bewährt hat, hergestellt. Derselbe braucht vor dem Einmachen nicht erst abgeseiht zu werden und sind die einzumachenden Früchte nur kalt damit zu übergießen. — Auch bedarf der Essig vor dem Gebrauch keinerlei Zutaten von Kräutern und Gewürzen, da er bereits darauf gelagert hat. Es versäume niemand, meinen speziell präparierten Einmach-Essig, Marke „Edel“, im Besitze von 30 Pf. per Liter zu verwenden. — Ferner offeriere prima **Wein-Doppel-Essig** zum Einmachen von Früchten. Lieferung frei Haus in sauber ausgestatteten Handhaltungsflaschen in allen Quantitäten. Bei größerer Abnahme Preisermäßigung. Gleichzeitig empfehle alle anderen Essige u. 1a. Tafel-Ole, sowie prima Himbeer- u. Zitronensaft zu anerkannt billigen Preisen.
Scharnhorststr. 28 Hof & Linck Nachf. G. Markus.
 1. r.
 Weitere Verkaufsstelle: Paul Brose, Biehlstr. 31 (Baden), 6819.

Beginn unseres alljährlich stattfindenden grossen

Räumungs-Ausverkaufs.

Demselben untersteht das gesamte Lager in fertigen

Herren- u. Knaben-Garderoben

Der Verkauf findet zu jedem annehmbaren Preise statt.

Jagd-, Touristen, Sport- u. Reisekleidung

in grösster Auswahl, für jede Figur passend.

Anfertigung nach Mass in kürzester Zeit.

Gebrüder Dörner, 4 Mauritusstr. 4.



Neue Zuckerpreise

Gemahlener Zucker

5 Pfund 22 und 24 Pf.,
 bei 10 Pfund 20 und 22 Pf.

Kristallzucker

5 Pfund 22 und 24 Pf.,
 bei 10 Pfund 20 und 22 Pf.

Hutzucker,

ausgebacken, 5 und 24 Pf.,
 im Ganzen 5 Pfund 22 Pf.

Fruchtzucker (Müßig)

das Pfund 24 Pf., in Flaschen zu 25 u. 50 Pfund.

J. C. Keiper,
 Kirchgasse 52.



Nr. 191.

Samstag, den 18. August 1906.

21. Jahrgang

Vermißt.

Roman von Ewald August König.

Beilage

(Nachdruck verboten.)

Am Abend erst war Theobald mit seiner Bourage zurückgekehrt; er wurde mit Jubel empfangen, denn außer den Vistulien, die er in Monterau empfangen hatte, brachte er noch ein zweites Faß Wein und einen Ochsen mit, und an Lebensmitteln herrschte kein Mangel.

Nachdem er beim Regimentskommando Rapport erstattet hatte, wurde das Vieh geschlachtet und die Lebensmittel unter die Leute verteilt, bald darauf rauchten in allen Häusern die Schornsteine und fröhlicher Gesang schallte durch das Dorf.

Theobald war in sein Quartier zurückgekehrt, wo Hubert ihn erwartete. Der Trompeter Renard besand sich nicht mehr beim Regiment; in der Schlacht bei Orleans leicht verwundet, war er dort im Lazarett zurückgeblieben.

Martin, der schlafköpfige Bursche Huberts, sah bereits am Herd, wo er eine kräftige Suppe kochte und ein Stück bratete, ein Feldkessel voll Rotwein stand bereit, Zucker und Gewürz waren zur Bereitung des Glühweins noch vorhanden.

Den beiden Freunden war es gelungen, für sich ein eigenes Zimmer zu reservieren, das eben groß genug war, um ihnen als Schlafgemach zu dienen; sie saßen hier vor einem kleinen, roh gezimmerten Tische und tranken den glücklich requirierten Wein aus irdenen Töpfen, die sie statt der gesuchten Gläser in einem Schranke gefunden hatten.

„Also Frantireurs hast Du nicht gesehen?“ fragte Hubert, nachdem Theobald über seinen Empfang im Schlosse berichtet hatte. „Vor einer Stunde wurde gemeldet, daß auch hier Banden sich gebildet hätten.“

„Dann fehlt es ihnen an Mut, meine Patrouille anzugreifen. Was wollen sie auch noch jetzt gegen uns ausrichten? Wir führen nur den letzten Schlag, dann wird wohl Paris sich ergeben müssen, und der Krieg ist zu Ende.“

„Es wäre dringend zu wünschen,“ sagte Hubert mit einem forschenden Blick in den Topf, den er gleich darauf an die Lippen setzte. „Ich sehne mich schon längst in mein Bureau zurück. Sapperment, es ist eine schlimme Geschichte, von vorne wieder anzufangen.“

„Du hast ja Vermögen und kannst es abwarten,“ unterbrach ihn Theobald.

„Das wohl, aber man greift doch nicht gern das Kapital an, und dazu wäre ich gezwungen, wenn ich lange warten müßte. Na, ich muß es nehmen, wie es kommt, und unserem Herrgott noch dankbar sein, wenn ich mit heiler Haut zurückkehre. Wie mancher wird daheim vergeblich erwartet werden.“

„Von unserem Trompeter hast Du wohl nichts mehr gehört?“ fragte Theobald, gedankenvoll vor sich hinblickend.

„Nein, aber ich mache mir auch keineswegs keine Sorge. Renard war nur leicht verwundet, er wird mit dem ersten Transport nach Deutschland gebracht worden sein, wo er in aller Ruhe seine Heilung erwarten kann. Apropos, wenn ich mich recht erinnere, so muß in dieser Gegend das Schloß liegen, in dem meine Schwester weilt.“

„Wo?“ fragte Theobald, überrascht.

„Chateau Monterau,“ nickte Hubert; „Renard hat oft davon gesprochen, Du achtestest nicht darauf.“

„Nein, aber jetzt fällt mir wieder ein, in dem Schlosse, in dem ich heute nachmittag war, sah ich zwei junge Damen, von denen mir eine ihres blonden Haars wegen eine Deutsche zu sein schien.“

„Du hast nicht gefragt?“

„Ich dachte nicht so weit.“

„Du sprachst mit dem Besitzer des Schlosses und kennst seinen Namen nicht?“

„Auch das nicht,“ erwiderte Theobald kopfschüttelnd; „weil sollte ich danach fragen? Ich erhielt ja sofort, was ich verlangte.“

„Und die jungen Damen beschäftigten Dich wohl auch zu sehr, um nach seinem Namen zu fragen?“ nickte Hubert.

„Ah, bah, sie saßen am Fenster, und ich bin nicht ins Schloß hineingekommen. Schön waren sie, das muß ich zugeben; aber die Zeiten, in denen Frauenschönheit ihren Zauber auf mich übte, sind vorbei.“ — „Sie kehren wieder.“

„Weinst Du?“ spottete Theobald. „Ich glaube es nicht; so leicht kann ein betrogenes Menschenherz doch nicht vergessen. Wäre jene Dame wirklich die Schwester Renards gewesen, so hätte sie mich angerebet und sich nach ihrem Bruder erkundigt.“

„Na, na, wer weiß, welch' menschenfeindliches Gesicht Du ihr gezeigt hast,“ lachte Hubert. „Aber da kommt mein getreuer Martin Rosenstock mit der dampfenden Suppe, ich habe einen Niesenhunger.“

Martin verzog sein breites, gutmütiges Gesicht zu dem freundlichsten Grinsen, während der die Schüssel auf den Tisch stellte und aus dem Schranke zwei Teller holte, dann eilte er geschäftig wieder hinaus, und nach einigen Minuten kehrte er mit dem Braten zurück, der besser schmeckte, als er aussah. Später brachte er den Glühwein.

„Ich will Dir jetzt gestehen, Theobald, ich habe Deinetwegen in der Heimat Erkundigungen einziehen lassen und nun auf meine Anfragen Antwort erhalten,“ sagte Hubert. „Du hoffest, Du nichts, Werner Unger will Deinen Namen nicht mehr hören, und wie es scheint, hat auch Deine einstige Braut Dich vergessen. Ihre Mutter steht an der Spitze mehrerer Vereine, die uns Liebesgaben senden und für die Hinterbliebenen der Gefallenen sorgen; zu dem Zwecke werden mitunter Konzerte und andre Festlichkeiten arrangiert, bei denen Fräulein Unger niemals fehlen soll.“

Theobald schüttelte den Kopf, ein herber Zug lag um seine Lippen. „Ich errate die Absicht, in der Du mir das sagst. Aber ich kann Erna nicht vergessen, und sie vergißt mich ebenfalls nicht.“

„Nun, wenn Du davon so fest überzeugt bist, kann . . .“

„Bitte, mache keinen Versuch, in meiner Seele Hoffnungen zu wecken, es wäre vergebliche Mühe. Kann ich, der arme Schlucker, der Sohn eines Verbrechers, den Kampf mit jenem . . .“

fest. Ich habe mir im Feldzuge eine kleine Summe erspart: mit ihr gehe ich nach Brüssel, um dort die mir gestellte Aufgabe zu lösen. Auf welchem Wege und durch welche Mittel das geschehen kann, weiß ich jetzt noch nicht. Scheitern meine Bemühungen, so wandere ich nach Amerika aus; mit meinen Kenntnissen werde ich dort wohl vorwärts kommen.

Der Eintritt des Rittmeisters von Berndorf brach das Gespräch ab.

„Ich dachte mir's, daß ich die Herren beim Glühwein finden würde,“ sagte er erfreut, während Theobald sich erhob, um für den Gast ein Trinkgefäß aus dem Schranke zu holen. „Die Befehle für morgen sind eben eingetroffen: sobald der Tag graut, brechen wir auf.“

„Vorwärts?“ fragte Hubert.

„Ja, und die Herren dürfen sich auf sehr starke Märsche gefaßt machen; wir sollen unten im Süden so bald wie möglich eintreffen.“ Er trank einen Schluck Glühwein und holte eine Karte aus der Tasche, die er auf dem Tische ausbreitete. „Sie werden morgen früh mit zwölf Mann als Plankenpatrouille marschieren, Herr Vizewachtmeister,“ wandte er sich an Theobald, „und zwar nehmen Sie fast denselben Weg wie heute. Sehen Sie hier und merken Sie sich die Namen der Dörfer.“

Er bezeichnete mit dem Finger den Weg auf der Karte, dieser führte nicht an Chateau Monteraui vorbei.

„Hier auf diesem Punkte treffen Sie gegen Mittag mit dem Regiment wieder zusammen,“ fuhr der Rittmeister fort. „Da Sie einen weiten Bogen zu beschreiben haben, werden Sie scharf reiten müssen, um rechtzeitig zur Stelle zu sein. In jener Gegend sollen sich Franktireurs gebildet haben; Sie werden erforschen, was an dieser Meldung wahres ist. Unser Regimentskommandeur vermutet, daß diese Leute bestimmt sind, sich mit der Armee im Süden zu vereinigen; Sie werden sich darüber Gewißheit verschaffen und je nach den Umständen handeln. Stoßen Sie auf größere Trupps, so lassen Sie sich auf keinen Kampf ein. Es genügt, wenn dem nachrückenden Gros unserer Armee Meldung gemacht wird; Sie haben dann nichts weiter zu tun, als sich über die Stärke und Bewaffnung dieser Trupps zu informieren. Halten Sie vor allem im Auge, daß Sie im Falle eines Angriffs von uns keine Hilfe erwarten dürfen; wir haben gemessene Order, so rasch wie möglich zu marschieren; unsere Lösung ist: Vorwärts! Die Seitenpatrouillen sind, was auch geschehen mag, auf sich selbst angewiesen. Sie haben mich verstanden?“

„Willkommen, Herr Rittmeister!“

„Gut. Sollten Sie zu spät zum Rendezvous kommen oder durch einen Angriff von Franktireurs verprengt werden, so ziehen Sie sich auf das Gros zurück.“

Theobald bezeichnete den Weg auf seiner eigenen Karte und fragte: „Wann soll ich aufbrechen?“

„Sobald der Morgen graut, nicht früher; in der Dunkelheit hätte die Rekognoszierung keinen Zweck.“

„Daß Sie heute keine Spur von Franktireurs sahen, beweist gar nichts; unsere Nachrichten stammen aus zuverlässiger Quelle; Sie wissen ja, wie gut wir in dieser Hinsicht bedient werden.“

„Unmöglich können es starke Banden sein!“

„Weshalb nicht? Der Haß gegen uns wächst, je weiter wir vorrücken, und dieser Haß ist wohl geeignet, alle kampfsfähigen Männer gegen uns zu bewaffnen. Deshalb ist es ratsam, daß Sie jeden Kampf vermeiden; Sie sind nicht stark genug, ihn aufzunehmen.“

„So sollte man eine ganze Schwadron als Patrouille ausschicken,“ warf Hubert ein.

„Wir können das nicht, weil wir nach allen Richtungen Patrouillen entsenden müssen, und, wie gesagt, es ist auch nicht der Zweck dieser Patrouillen, den Feind anzugreifen, die Vernichtung der Banden müssen wir den Truppenabteilungen überlassen, die das Gros ausschicken wird.“

Der Rittmeister legte nun auch seine Karten zusammen, plauderte noch eine Weile mit den Freunden und entfernte sich dann wieder, um einen Gang durch das Dorf zu machen, die ausgestellten Wachen und Posten zu inspizieren und den Leuten die größte Wachsamkeit zu empfehlen, da ein nächtlicher Ueberfall immerhin in der Möglichkeit lag.

Theobald blickte gedankenvoll den Rauchwolken seiner Zigarre nach, während Hubert auf der Karte den Weg studierte, den das Regiment am nächsten Tage marschieren sollte. „Glaubst Du an Todesahnungen?“ fragte er endlich wie aus einem Traume erwachend.

Doch Hubert blickte mit gutmütigem Spott auf. „Du rauchst wohl eine Liebeszigarre?“ lachte er. „Wirf sie fort, das Zeug taugt nichts, es verwirrt die Sinne. Uebrigens hat schon mancher in diesem Feldzuge Todesahnungen, der heute noch frisch und rüstig ist. Treffen sie ein, so behauptet man“

„Geh' nicht so leicht darüber hinweg,“ bat Theobald, „ich nehme die Sache ernst.“

„Weil der Tod Dir erwünscht wäre! Man hofft und glaubt ja gern, was man wünscht.“

„Es mag ja sein, daß mein geheimes Wünschen diese Todesahnungen eher befestigt als schwächt. Aber von dem Ritt, den ich morgen unternehmen soll, kehre ich wahrscheinlich nicht zurück; willst Du in diesem Falle der Vollstreckung meines letzten Willens sein?“

Die Zuversicht, mit der Theobald diese Behauptung aussprach, machte auf Hubert einen tiefen Eindruck. Er ergriff die Hand des Freundes und hielt sie fest in der seinigen. „Wenn es Dich beruhigt, so bin ich gern bereit, Dir die gewissenhafte Ausföhrung zu versprechen,“ sagte er bewegt. „Ich weiß wohl, daß man sich nicht zwingen kann, den trüben Gedanken zu entsagen; aber ich habe auch erfahren, daß solche schlimme Ahnungen sehr, sehr selten eintreffen, und so bin ich denn fest überzeugt, daß ich Dich nach jenem Ritt wiedersehen werde; wir wollen dann beide über Deine Todesahnungen herzlich lachen.“

„Wir werden sehen,“ erwiderte Theobald ruhig; „hier ist mein Portefeuille; es enthält meine Papiere, das Bild Ernas, ihren letzten Brief und den Abschiedsbrief, den ich an sie geschrieben habe. Verwandte hinterlasse ich nicht, ebenso wenig Vermögen; was mein Vater besaß, wird ihm Henry Dibier genommen haben, um sich bezahlt zu machen. Es ist also nichts zu ordnen, was Dir irgend welche Mühe machen könnte; ich wünsche nur, daß Du Erna benachrichtigst und ihr meinen letzten Gruß samt ihrem Bilde überbringst. Willst Du mir das versprechen?“

„Auf Manneswort!“

„Ich danke Dir,“ fuhr Theobald in einem tiefen Atemzuge fort. „Sage ihr, daß ich sie bis zum letzten Atemzuge geliebt habe und daß ich ihr verzeihe: sie würde mir manche trübe Stunde erspart haben, wenn sie fest und treu zu mir gehalten hätte. Ich hinterlasse ihr den heißen Wunsch, daß sie glücklich werden möge.“

„Ich hoffe nicht, in die Lage zu kommen, ihr das alles sagen zu müssen,“ erwiderte Hubert, seine Hand auf das Portefeuille legend.

„Trifft meine Ahnung nicht ein, fuhr Theobald nach einer Weile fort, so werde ich das Portefeuille von Dir zurückfordern; ich übergebe es Dir schon deshalb, damit es nicht in die Hände eines rücksichtslosen Feindes fällt, der möglicherweise über den Inhalt sich lustig macht. Werde ich morgen zum Kampf gezwungen, so ist es ein Kampf mit Leuten, die voraussichtlich nicht dem Feind die ihm gebührende Achtung zollen; ich will nicht, daß sie in meinen Papieren wühlen.“

„Unsere Leute werden Dich nicht in den Händen des Feindes zurücklassen,“ warf Hubert ein.

„Mit Sicherheit kann man das nicht wissen; werden meine Leute zurückgeworfen, so können sie sich nicht um mich kümmern. Ich habe Dein Versprechen, mag nun kommen, was will; ich sehe allem ruhig entgegen. Ich würde Dir mein erspartes Geld ebenfalls übergeben, aber ich kann nicht wissen, wie mein Los sich gestaltet: ich kann verwundet in die Gefangenschaft geraten, dann würde das Geld mir gute Dienste leisten.“

„Tritt dieser Fall ein, so holen wir Dich heraus.“

„Verpöricht nichts; unsere Lösung heißt: Vorwärts! Das Schicksal eines einzelnen Kameraden fällt nicht in die Wagschale.“

Hubert hob den Rest des inzwischen kalt gewordenen Glühweins in die Trinkgefäße und schüttelte unwillig das Haupt. „Ich möchte am liebsten über Deine Ahnungen lachen,“ sagte er ärgerlich. „Vor einer Stunde behauptest Du, es seien keine Franktireurs in dieser Gegend, und nun Du ausgeschiedt wirst, um Dich davon zu überzeugen, befallen Dich Todesahnungen.“

„Ich weiß mir das selbst nicht zu erklären und grübele auch jetzt nicht darüber nach. Wir wollen zur Ruhe gehen, Mitternacht ist schon nahe; bald genug werden die Trompeten uns wecken.“

„Und dann ist Deine Stimmung fröhlicher!“ Hubert reichte ihm noch einmal die Hand. „Du bist übermüdet von dem scharfen Ritt; auch Deine Phantasie ist überreizt; Ruhe und Schlaf sind die besten Mittel, die trüben Gedanken zu bannen und den freudigen Lebensmut wieder zu wecken.“

(Fortsetzung folgt.)

Tel. **Conrad H. Schiffer,**
3046. Hofphotograph, jetzt **Taanusstr. 24.**

Brillen und **Pinzenez** in jeder Preislage. 6831
Genaue Bestimmung der Gläser kostenlos.
C. Hahn (Kun. & Krieger), Optiker, Taanasse 5.

Denkspruch.

Die größten Menschen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen.

Goethe.



Die Unterschrift.

Von C. N. Randolph-Bichsied.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Est,“ flüsterte sie, „sie sind fort.“
„Wirklich,“ dachte Lord Edwin, „dies ist der interessanteste Punkt der ganzen Geschichte. Die Baroness Steinhauser?“ fragte er laut.

„Ach nein,“ erwiderte sie traurig, „nur Madame Panier. Sprechen Sie gedämpft, damit man Sie nicht hören kann. Niemand weiß, daß ich hier bin. Ich möchte Ihnen helfen, wenn es möglich ist.“

„Natürlich können Sie das,“ war seine hastige Entgegnung. „Sie haben ja den Kellerschlüssel. Aber sagen Sie mir zuerst, weshalb die Schurken diesen Streich gegen mich ausgeheckt haben.“

„Das darf ich nicht — das wage ich nicht,“ wisperte sie angstvoll. „Ich laufe die größte Gefahr — sie werden mich töten! Man darf mich hier nicht finden. Ich sah Ihr schönes Gesicht, als Sie heruntergebracht wurden und — o! — ich möchte Sie vor ihnen retten!“

„Nichts ist leichter. Geben Sie mir den Schlüssel.“

„Ach nein!“ Sie lächelte ihn schmerzlich an. „Karl ist ja noch da — der Mann, der Sie einließ. Er darf Sie nicht entfliehen lassen, obgleich er nichts mit dieser entsetzlichen Sache zu tun hat.“

„Wirden Sie sich denn ein, sie könnten mich für die Ewigkeit hier behalten?“ fragte er zornig. „In dieser Nacht wird man mich vermissen, morgen sucht halb London nach mir, und dann wird die Bande erwischt.“

Langsam schüttelte sie das Köpfchen.

„Die Vorsichtsmaßregeln sind für alle Fälle getroffen. Sie sind in Gefahr — in größerer Gefahr, als Sie ahnen. Denken Sie darüber nach, wie ich Sie retten kann, während die anderen fort sind.“

„Lassen Sie mich hier heraus. Mit Karl werde ich schon fertig werden, wenn er der einzige zwischen mir und der Straße ist.“

„Sie verstehen mich. Aber“ — sie hielt inne, und ein befriedigter Ausdruck glitt über ihr hübsches Gesicht — „wenn wir ihn bestachen? Für Geld ist er zu haben.“

„Was wird er verlangen? Ich habe keine zehn — nicht einmal fünf Pfund bei mir.“

Enttäuschung malte sich auf ihrem Antlitz.

„Ob er meine Uhr nähme? Sie ist fünfzig Pfund wert.“

„Nein, damit würde er sich verraten. Können Sie kein Geld machen? Einen Scheck oder so etwas?“

„Natürlich, wenn ich Tinte und Feder und Papier hätte. Aber vielleicht mag er den nicht.“

„Ich werde ihn dazu überreden, er soll, er muß. O Sie schöner Mensch, ich werde Sie retten!“

Sie ergriff seine Hand und drückte sie zärtlich in der ihrigen.

Dann verließ sie hastig den Keller und verschloß die Tür hinter sich. Lord Edwin hörte, wie sie den Schlüssel aus dem Schloß zog.

Schweigend, nachdenklich starrte er vor sich hin. Er versuchte das Rätsel zu ergründen, das vor ihm lag, irgend einen Anhaltspunkt zu finden, weshalb man ihn belogen und gefangen genommen hatte. Ohne eingebildet zu sein, wußte er, daß er eine auffallend schöne, anziehende Persönlichkeit besaß; dennoch war er von Madame Paniers plötzlich entflammter Liebe nicht so felsenfest überzeugt.

Nach einigen Minuten kehrte sie zurück. Sie brachte Schreibmaterialien und einen einfachen Bogen Papier.

„Oui!“ rief sie, in den Keller stürmend. „Er will. Rasch, rasch, wir haben nur wenige Augenblicke!“

„Wenn aber Ihr Gatte und der Baron wiederkehren, ehe ich draußen bin, was dann?“

„Verlieren Sie Ihre Zeit nicht,“ entgegnete sie rasch, „mit Karl auf unserer Seite muß es gelingen.“

„Wieviel verlangt er denn?“ fragte er und probierte

die Spitze der Feder auf seinem Daumennagel. Es war eine breite Stahlfeder, wie er sie gewöhnlich auch benutzte.

„Nur fünfhundert Pfund. Rasch! Man darf mich hier nicht finden.“

Beaufarris setzte sich auf das Fußende des Bettes, legte das Papier auf den Waschtisch und schrieb sorgfältig einen Scheck über die gewünschte Summe an seine Bank aus. Er unterzeichnete ihn und reichte ihn Madame Panier.

Sie ergriff ihn und eilte dem Ausgang zu. Doch erschrocken fuhr sie zurück, in der Tür standen der Baron und ihr Gatte. Der letztere entriß ihr das Papier und stieg damit lachend die Treppe hinauf. Steinhauer aber trat, über das ganze Gesicht strahlend, näher.

Er verbeugte sich vor dem Lord, der vom Bett aufgesprungen war und Madame Panier anstarrte.

„Mylord,“ ergriff er lächelnd das Wort, „Karl dankt Ihnen aufs herzlichste für Ihre Großmut. 500 Pfund sind für einen Menschen wie er ein Vermögen, und mit der Hilfe meines talentvollen Freundes Panier werden wir über 60 000 daraus machen. Als Sie Ihre Unterschrift so eigentümlich formten, daß sich selbst ein Genie wie Panier nicht getraute, sie nachzuahmen, dachten Sie wohl kaum daran, sie einstmals jemand geben zu müssen, der dadurch zu großem Reichtum gelangen wird. Wir haben weder Mühe noch Kosten gescheut, um Ihnen eigenhändigen Namenszug zu erhalten,“ fuhr der Baron fort und weidete sich an dem Erstaunen seines Opfers. Madame hatte schon nach den ersten Worten Steinhauers leise den Keller verlassen. „Bis morgen werden sämtliche Worte auf Ihrem Scheck, mit Ausnahme Ihrer wundervollen Unterschrift, durch Chemikalien ausgelöscht sein, und eine Aufforderung, Ihre prachtvolle Juwelen-sammlung herauszugeben, wird dafür darauf stehen. Eine Schwierigkeit liegt nicht vor. Panier wird in der Maske Ihres Sekretärs Mr. Brig-Haget der Bank Ihre Anweisung übergeben, der Geschäftsführer, der Ihre Unterschrift kennt, wird sie ihm anstandslos aushändigen. Zu derselben Stunde wird Ihnen Karl zwei Sägen unter diese Tür schieben — hier ist der Griff dazu — und während Sie damit beschäftigt sind, die Schlösser und Riegel zu durchsägen, werden Ihre dankbaren Diener den Staub Englands von Ihren Füßen schütteln.“

„Also“ — begann Beaufarris wütend.

„Zwei Sägen werden Sie erhalten,“ fuhr der Baron fort, „im Fall die eine zerbrechen sollte. Wir wünschen nicht, daß Sie bis zu Lord Marshtons Rückkehr gefangen bleiben. Und ich warne Sie, seien Sie vorsichtig mit den Sägen, arbeiten Sie langsam, Mylord, in ungefähr drei Stunden können Sie die Arbeit bewältigt haben.“

Mit einem kurzen Nachen wandte er sich um, eilte aus dem Keller und schlug die Tür hinter sich zu, die er verschloß und fünfmal verriegelte. Diese fünf Riegel nahmen Lord Edwin vom nächsten Mittag bis kurz nach drei Uhr in Anspruch, dann gelang es ihm, noch etwas geschwächt von der ungewohnten Arbeit und dem Mangel an Nahrung, das Haus zu verlassen und sogleich zur Polizei zu eilen.

Ungefähr zur nämlichen Zeit, wo Lord Beaufarris seine Sägearbeit begann, betrat ein Schreiber in einer Piccadilly den Bureauaum des Geschäftsführers.

Der Sekretär von Lord Beaufarris kam mit diesem hier,“ sagte er. „Er wartet.“

Führen Sie ihn herein,“ erwiderte der Beamte und öffnete den Brief.

„Guten Morgen,“ begrüßte er den Eintretenden, „wie ich sehe, wünscht der Lord seine große Juwelen-sammlung zu haben.“

„Ja.“

In der Aufforderung befindet sich aber ein kleiner Fehler, und ich weiß wirklich nicht, ob ich berechtigt bin, Ihnen den Kasten auszuhandigen. Es wäre den Anordnungen des Lords direkt zuwidergehandelt. Selbstverständlich sehe ich, daß der Brief echt ist — aber — hm — es ist doch vielleicht besser, ich schicke einen der Herren zu Ihnen.“

„Seine Lordschafft ist nicht zu Hause,“ begann der Sekretär unbehaglich, aber der Geschäftsführer unterbrach ihn:

„So leid es mir tut, ich kann dieser Anweisung nicht Folge leisten. Lord Beaufarris hat mir die strengsten Verhaltensmaßregeln gegeben, niemals eine Unterschrift von ihm anzunehmen, wenn das i so wie hier mit einem Punkt versehen ist. Entweder liegt der Fehler bei mir — oder man will mich in eine Falle locken.“ Und der Geschäftsführer lachte belustigt auf.

„Geben Sie mir die Aufforderung,“ sagte der Sekretär. „Ich werde sie dem Lord zeigen, aber ich fürchte seinen Born.“

„Mr. Borham,“ rief der Beamte hierauf, „bitte, begleiten Sie den Herrn und fragen Sie den Lord, wie es sich mit seiner Unterschrift verhält. Den Brief behalte ich einstweilen hier. Guten Morgen! Es tut mir leid, aber — die Pflicht.“

Die beiden Herren verließen die Bank und nahmen sich einen Wagen. „Lassen Sie mich erst einmal im St. James' nachsehen,“ sagte der Sekretär, „vielleicht ist der Lord dort.“

An dem Restauranteingang in Piccadilly hielt er an. Er durchschritt schnell die eleganten Räume, bis er zu dem Ausgang nach der Regentstreet gelangte, durch den er sich rasch und unbemerkt entfernte.

Nachdem Borham etwa eine halbe Stunde gewartet hatte, schien ihm ein Licht aufzugehen. Jedenfalls gab er dem Kutscher Befehl, sofort nach der Bank zurückzufahren.

Obgleich keiner von der Bande gefaßt wurde, hat es allen Anschein, als ob Lord Beaufarris in Zukunft vor ähnlichen Vorkommnissen bewahrt sein dürfte. Die Verbrecher haben ihn als „hoffnungslos“ aufgegeben.



Verunsicherungen des Musikers. Paderewski erkrankte bei einer seiner letzten Amerika-Tourneen plötzlich schwer. Seiner nervöser Zusammenbruch kam für seine Bekannten indessen nicht überraschend. So erklärte Hugo Gorlik, der neun Jahre lang sein Manager gewesen ist und mehrere Tourneen des Pianisten in Amerika geleitet hat, dem Mitarbeiter eines Londoner Blattes: „Dieser Anfall ist in verstärkter Form die Wiederkehr eines Übels, das sich zuerst 1891 während seiner ersten amerikanischen Tournee zeigte. Im Verlaufe von 117 Tagen spielte er damals in nicht weniger als 107 Konzerten; dabei besuchte er noch 86 Diners. Die Folge war, daß seine Nerven sehr schwer angegriffen waren. Bei jedem folgenden Konzert zeigten sich an seinem Genick und oben auf seinen Schulterblättern Anschwellungen, und nach jedem Auftreten mußte ich ihm den Hals massieren.“ Wer in der musikalischen Welt, sei es als Sänger oder Spieler eines Instruments, Namen und Ruf erwerben will, muß über große körperliche sowohl wie geistige Kräfte verfügen. Natürlich muß jeder Musiker methodisch geschult werden; aber wer nicht sehr robust ist, hat unter den verschiedenen Berufskrankheiten mehr oder weniger zu leiden. Diese sind für den Pianisten: geschwollene Hände und Arme, Gehirn-erweichung; für den Violinisten und Harfenisten: Lähmung der Fingermuskeln; für den Sänger: Kehlkopfentzündung; für den Posaunen- und Hornspieler: Augen- und Lungenleiden, Lähmung der Lippenmuskeln; für den Trommler: Herz- und Nervenkrankheiten; für den Cellisten: Rückenmarksleiden und geschwollene Schultern. Auch der bekannte amerikanische Kapellmeister Sousa erzählte von solchen Erfahrungen: „Als ich mit meiner Kapelle in Detroit war, hatte ein französischer Tenor eine plötzliche Stimmabnahme. Er wollte eben das hohe C singen, als sich sein Gesicht außerordentlich veränderte. Er schnappte nach Luft, aber kein Laut wurde mehr hörbar. Er konnte die ganze Saison nicht singen. Ein anderer Fall betraf einen meiner Posaunenspieler, dessen Lippenmuskeln beim Konzert gelähmt wurden, so daß er nie wieder spielen konnte.“

Die Ausrottung der Wale schreitet im nördlichen Atlantischen Ozean unaufhaltsam vorwärts. Nach neuen Berichten der Walfischer in Neufundland sind im Jahre 1904 im ganzen 1270 Wale gefangen worden gegen 859 im Jahre 1903. Diese Tatsache scheint der Behauptung, daß die Wale abnehmen, zuwiderzulaufen, aber 1904 waren 11 Dampfer beim Walfang tätig, 1903 nur 4 Dampfer, so daß im ersteren Fall auf jeden Dampfer 116, im zweiten 215 Wale entfielen. Es ist auch gar nicht anders zu erwarten, als daß die Wale schnell abnehmen und vielleicht sogar aussterben müssen. Ihre Fortpflanzung ist nicht stark genug, um einen entsprechenden Nachwuchs an Stelle der durch die forcierte Jagd getöteten Tiere schaffen zu können. Es könnten allerdings auch andere Gründe im Spiele sein, indem sich die Wale aus den Gegenden, wo sie am meisten verfolgt werden, zurückgezogen haben. Immerhin ist ein Gang von fast 1300 Walen in dem beschränkten Meeresgebiet um Neufundland eine ganz ungeheuerliche Leistung, die bei weiterer gleichartiger Fortsetzung zur raschen Vernichtung dieser großen Meeresräuber führen muß. Die Fischer selbst geben begreiflicherweise niemals zu, daß der Grad ihres Betriebes irgend einen Einfluß auf die Verminderung der von ihnen gejagten Tiere ausübe. Es wird einfach behauptet, daß die Wale, Seehunde und Fische ihre Schlupfwinkel zu finden wissen, wo sie sich vor der Ausrottung schützen. Außerdem hat die Verminderung der Wale wahrscheinlich eine Wirkung auch auf die übrige Fischerei, und in Norwegen haben die Fischer es durchgesehen, daß der Walfang in gewissen Meereszonen überhaupt verboten worden ist. Die Wale leben hauptsächlich von kleinen Krebskrebieren, die zur Familie der Affeln gehören und ihrerseits wieder Feinde der Fischbrut sind. Aus diesem Grunde könnte ihre Ueberhandnahme durch Vernichtung der Wale zu einer ernstlichen Schädigung der Seefischerei führen. Völlig klar gestellt ist, wie die Wochenschrift „Science“ bemerkt, dieser Zusammenhang allerdings noch nicht.

118 000 M. für eine Vase. 118 000 M. wurden in London für eine prächtige alte Ranking-Porzellanvase gezahlt, die ursprünglich von einem Straßenhändler für 12,50 Mark erstanden war. Die Vase gehörte der berühmten Huth-Sammlung an. Mr. Huth hatte 500 M. für die Vase gegeben. Die eisförmige Vase ist etwa zehn Zoll hoch und zeigt auf einem reich marmorierten blauen Grunde schön gemalte Zweige blühender Pfingstbäume. Als die kostbare Vase hochgehalten wurde, äußerten die zahlreich erschienenen Kunsthändler und Sammler laut ihr Entzücken, und aller Augen wandten sich auf Mr. Dubben und Mr. Partridge, zwei Kunstmäcen, die beide das Kunstwerk erwerben wollten, bis es schließlich dem letzteren zufiel. Der Tag brachte im ganzen 500 000 M.; es wurden mehrere hohe Preise erzielt. So gingen eine schöne chinesische Porzellanvase und ein paar Becher für 54 000 M. fort, drei Ranking-Basen und ein paar Becher erzielten 31 000 M., zehn Damaszener-Schüsseln 60 000 Mark, eine große Damaszener-Schüssel 12 000 M.

Ein modernes Instrument für Wetterbeobachtungen ist der „Mikrobarograph“. Er ist dazu bestimmt, die geringeren Schwankungen des Luftdrucks bemerkbar zu machen und aufzuzeichnen. Die Vorbedingung für die Erfüllung dieses Zweckes liegt darin, daß das Instrument diese geringeren Bewegungen von den großen Veränderungen des Luftdrucks zu unterscheiden gestattet. Es gibt verschiedene Ursachen, die solche geringfügigen Schwankungen des Barometerstandes veranlassen können. Zunächst können es Luftwellen sein, die über die Erdoberfläche hingehen, wenn sich auf dieser Ungleichheiten in der Dichte der Atmosphäre herausgestellt haben, die mit den Unebenheiten des Bodens in Beziehung stehen können. Die Erscheinung ist dann den Meereswellen durchaus vergleichbar. Ferner können im Luftmeer kleine Wirbel entstehen, die sich von den großen das Wetter beherrschenden Zyklenen nur durch ihre geringe Ausdehnung und Tiefe unterscheiden. Drittens können Schwankungen des Luftdrucks auch durch den elektrischen Zustand der Erdoberfläche erzeugt werden. Von wesentlichem Einfluß ist viertens die mechanische Wirkung des Windes, und fünftens kann auch der Einfluß einer schnellen Verdichtung von Wasserdampf zu tropfbarflüssigem Wasser, also Regen, Schnee oder Hagel, kleinere Veränderungen des Barometerstandes nach sich ziehen.